

Reform – Union – Konziliarismus.
Das Basler Konzil im Kontext der Auseinandersetzungen um die
Kirchenstruktur und Kirchenverwaltung im Spätmittelalter

Vortrag an der Ukrainischen Katholischen Universität in L'viv, 15. Oktober 2013

Einleitung: Das Spätmittelalter als Epoche der Reform

Im Jahr 2009 fanden in den USA eine Reihe von Veranstaltungen statt, die den 50. Geburtstag eines Buches feierten: Es handelte sich um den Klassiker "The Idea of Reform. Its Impact on Christian Thought and Action in the Age of the Fathers" (Harvard 1959) des österreichischen Historikers Gerhard Ladner, der 1938, dem Jahr des "Anschluss" Österreichs an Hitler-Deutschland, in die USA emigrierte. Ladner, der in den USA zum Katholizismus konvertierte, gelangte nach Stationen in London, Toronto, Notre Dame und Princeton auf einen renommierten Lehrstuhl für mittelalterliche Geschichte an der University of California in Los Angeles, wo er eine produktive wissenschaftliche Karriere durchlief und eine große Anzahl von Schülern um sich scharte. Die genannten Gedenkveranstaltungen für Ladner wurden v.a. von seinen Schülern und den Schülern seiner Schüler bestritten und sie konzentrierten sich auf den Begriff der "Reform", den Ladner, der dezidiert ideengeschichtlich arbeitete, nicht nur als "sein" Lebensthema, sondern auch geradezu als einen Strukturbegriff des Christentums und der christlichen Geistesgeschichte betrachtete. In seinem Buch *the Idea of Reform*, das eine Fülle von Texten und Autoren aus der Väterzeit untersucht, hob Ladner v.a. zwei grundlegende Vorstellungen von Reform heraus, wie sie im ersten Jahrtausend begegnen. Während die griechischen Väter das Wesen des Christentums und eines christlichen Lebens in einer Wiederherstellung der ursprünglichen Heiligkeit und Gerechtigkeit erblickten, die der Mensch im Paradies besaß, haben im Westen, v.a. aufgrund des Einflusses des hl. Augustinus, die Vorstellungen einer "Verbesserung" des Menschen überwogen, der durch den christlichen Glauben in eine höhere Ermöglichung seiner Schöpfungswirklichkeit geführt wird. In der ersten Vorstellung dominiert also das Motiv der "Rückkehr", des Wiedergewinnens eines verlorenen Ideals – Reformatio als "Wiederherstellung" der ursprünglichen Form – wohingegen in der zweiten Vorstellung der Blick "nach vorne" gerichtet war und die Vorstellung nährte, dass der Mensch durch die Inkarnation des Gottessohnes und durch den Glauben an ihn erst seine Vervollkommnung erfährt. Die lateinische Formel dazu lautete "reformatio in melius", wobei das "Bessere" von der Zukunft her gedacht wird und auf eine Zielgestalt hinweist.

Was hat diese Frage, so werden Sie sich fragen, mit der spätmittelalterlichen Kirchengeschichte zu tun? Ja wieso hatte Ladners Buch überhaupt einen Einfluss auf die Mediävistik, wo es doch eindeutig um die Theologie der Kirchenväter ging? Ladner plante, seine Studie in das Mittelalter hinein weiter zu verfolgen und hat dafür in einigen Aufsätzen wichtige

Vorstöße unternommen. Darüber hinaus hat er aber v.a. seinen Schülern Dissertationsthemen gegeben, die sich mit Reformvorstellungen im Mittelalter befassten. Ladner selbst hat noch festgestellt, dass das Verständnis von Reform im lateinischen Westen ab dem 11. Jahrhundert eine grundlegende Veränderung erfuhr, als nun nicht mehr, wie im Altertum, *reformatio* und *renovatio* als geistlich-sakramentaler Weg des einzelnen Christen verstanden wurde, sondern, dass die Kirche selbst sich dem Erwartungshorizont von "Reform" aussetzte und man die Institution, d.h. die Gemeinschaft der Gläubigen, als Objekt der "Verbesserung" entdeckte. Dass in diesem Bemühen dem Papsttum eine besondere, neue Rolle zufiel und dass sich das Papsttum bereitwillig als Promotor solcher Reformvorstellungen zur Verfügung stellte, hat nicht zuletzt zu den gravierenden Differenzen zwischen der Ost- und der Westkirche geführt. Der Ruf nach Reform erwies sich aber als ein trojanisches Pferd, nicht nur weil man falsche Erwartungen an die (Heils-) Funktion der Kirche als Institution weckte, sondern auch weil der Ruf nach Reform nun keine Grenzen mehr kannte und sich auf alle Teile, Organisationen, und Personen der mittelalterlichen Gesellschaft, ja des Papsttums selbst erstreckte.

Diese Totalität des mittelalterlichen Reformdiskurses und seine Dynamik wurden erst in den letzten Jahren von der Geschichtswissenschaft klarer erkannt. Davor stand die Reformdebatte immer unter dem Deutungshorizont der Reformation, also jener religiös-politischen Vorgänge im 16. Jahrhundert, die zu der großen, bis heute andauernden Kirchenspaltung der lateinischen Christenheit führte. Ein häufig geäußelter Spruch, der von progressiven, also "reformfreudigen" katholischen Historikern geprägt wurde, lautet: "Hätte das Papsttum die Reform nicht unterdrückt, wäre ihm die Reformation erspart geblieben." Durch diese Wahrnehmung der frühneuzeitlichen Kirchenspaltung als Folge versäumter Reform, gingen Reform und Ökumene, bzw. Reform und Union eine enge Beziehung ein. Bis heute gibt es Hoffnungen in der lateinischen Kirche, dass die Kirche selbst durch eine umfassende Reform erlöst werden muss, um sich ihrer eigentlichen Aufgabe wieder (oder besser) widmen zu können.ⁱ

Die Verbindung von Reformrufen und mit der Diskussion von Kirchenverfassung reicht aber bis ins Spätmittelalter zurück und hat auf den sog. Reformkonzilien des 15. Jahrhunderts (v.a. Konstanz, 1414-1418, und Basel, 1431-1449) einen Höhepunkt erfahren. Bereits das Konzil von Vienne (1318), das v.a. wegen der Aufhebung des Templerordens traurige Berühmtheit erlangte, wollte die Kirche in vielen Belangen "reformieren". Papst Clemens V. rief dafür den gesamten europäischen Episkopat auf, Memoranden zu verfassen, worin alle Missstände genannt werden sollten, die einer Korrektur und Behandlung auf dem Konzil bedurften. Dieses groß angelegte Reformunternehmen wurde mit dem Begriff der *reformatio in capite et membris* charakterisiert, wobei mit dem "Haupt" v.a. die Bischöfe, mit dem "Leib" die Domkapitel gemeint waren. Allerdings lag es nahe, unter den "Gliedern" bald alle Gläubigen zu subsumieren und unter dem "Haupt" v.a. das Papsttum zu verstehen.ⁱⁱ

Das Große Abendländische Schisma als Katalysator einer neuen Reformpragmatik: Die Suche nach Kircheneinheit

Die Diskussion um die Kirchenreform nahm eine neue Wendung, als im Jahr 1378 aufgrund einer Doppelwahl das sog. "Große Abendländische Schisma ausbrach". Diese Spaltung der lateinischen Christenheit, die weder theologische noch liturgisch-rituelle Gründe hatte, sondern einzig und allein im Vorhandensein zweier Päpste mit ihren jeweiligen Anhängern bestand, vertiefte sich im Laufe von fast vierzig Jahren und teilte Europa in zwei, am Ende des Schisma sogar in drei sogenannte

Obödienzbereiche. Natürlich wurden schon bald nach dem Ausbruch des Schismas Anstrengungen unternommen, um die Spaltung zu heilen und die katholische Christenheit wieder unter ein allgemein anerkanntes Oberhaupt zu vereinen. Allerdings brachte dieses Bemühen erhebliche Verfassungsschwächen der lateinischen Kirche zutage. Da nach dem Ausbruch des Schismas beide Papstprätendenten diese höchste Macht beanspruchten, konnte keine übergeordnete Autorität gefunden werden, die als Richter oder Schlichter auftreten konnte. Welche Alternativen hätten sich angeboten? Der römische Kaiser? Er war zu jener Zeit bereits eine sehr schwache politische Gestalt, der sich im Wettstreit mit den anderen Territorialfürsten Europas zu messen hatte und der in den Monarchien Westeuropas keinerlei Anspruch als kirchlich relevante Autorität erheben konnte. Ein gemeinsames militärisches Eingreifen? Dazu hätte es eines breiten Konsens unter den europäischen Fürsten bedurft, woran im späten 14. Jahrhundert allein schon wegen des sog. 100-jährigen Kriegs (zwischen England und Frankreich) nicht zu denken war. Die Kardinäle? Diesem Kollegium, das sich als *pars coporis papae* verstand, hätte in der Tat eine Schlüsselrolle zufallen können, doch hatten sich die Kardinäle mit der Doppelwahl und der Verursachung des Schismas selbst diskreditiert. Zudem wurde durch das Schisma auch das Kardinalskollegium zweigeteilt bzw. verdoppelt, denn jeder der beiden Päpste versuchte, so schnell wie möglich "sein" Kardinalskollegium um sich zu vervollständigen. Ein allgemeines Konzil der gesamten Kirche? Diese naheliegende Lösung scheiterte daran, dass nach dem geltenden Kirchenrecht die Einberufung eines solchen Konzils nur dem Papst zustand. Die beiden Päpste beriefen im Laufe des Schismas sehr wohl solche Generalkonzilien ein, aber deren Wirkung blieb – wenig erstaunlich – nur auf die jeweiligen Obödienzen beschränkt: man exkommunizierte dort den jeweiligen Konkurrenten und bestätigte sich selbst als legitimer Teil der Kirche und seinen Papst als rechtmäßigen Inhaber der Kathedra des hl. Petrus. Die rivalisierenden Päpste selbst? Unter ihnen herrschte ein so großes Misstrauen, dass alle Versuche, das Schisma im Rahmen von bilateralen Verhandlungen zu lösen, im Keim erstickt wurden.

Obwohl sich die weltlichen Machthaber mit der Existenz zweier Päpste abzufinden begannen – auch weil die Situation gewisse Vorteile für die Fürsten hatte, denen nun ein viel größerer Einfluss auf die Kirche in ihren Ländern eingeräumt wurde und die "ihren" Papst mit ihrer Loyalität erpressen konnten – blieb doch das Bewusstsein wach, dass das Schisma ein anormaler, kranker Zustand der Kirche ist, der korrigiert werden müsse. Aus dieser Sorge um die "una sancta ecclesia" entstand ein gewisser Unionsdiskurs, der v.a. von den Universitätstheologen geführt wurde und der dazu beitrug, dass man sich nun grundlegende Gedanken um das Wesen und die Verfassung der Kirche als solcher zu machen begann und nach den Gründen suchte, welche die Kirche und ihre Einheit konstituierten. Man stellte heraus, dass die Gewalt der Kirche in ihr selbst, also im "Körper" der Gläubigen liegt, und nicht nur im jeweiligen Haupt. In diesem Bemühen, alternative Machtstrukturen zu finden, fiel dem Konzil eine zentrale Rolle zu. Nämlich als sichtbare Repräsentation der Kirche, die sich in Ausnahmefällen "selbst" versammeln dürfe, und gleichsam ihre in sich ruhende Autorität durch ein allgemeines Konzil aktualisiert. Mit diesem "Notstandsrecht" wollte man nicht die "normale" Verfassung der Kirche verändern, sondern nur Lösungen für einen Ausnahmefall schaffen. Es waren Professoren der Universität von Paris, die bereits in den ersten Monaten nach dem Ausbruch des Schismas die Feier eines allgemeinen Konzils als nahe liegende Lösung ins Spiel brachten. Ihre Vorschläge wurden aber nicht gehört, und nachdem sich die französische Krone auf Clemens VII. als rechtmäßigen Papst festgelegt hatte, zwang der König die Universität, ebenfalls klar Partei zu ergreifen. Jedes Universitätsmitglied, das sich weigerte, den "französischen" Papst anzuerkennen, musste das Land verlassen. Dadurch wurde die Partei der Konzilsbefürworter für lange Zeit entschieden geschwächt.

Einer der berühmtesten Pariser Professoren, die das Konzil favorisierten, war der Deutsche Heinrich von Langenstein. Nachdem er in Paris ausgewiesen wurde, machte ihm der Herzog von Österreich ein großzügiges Angebot, eine theologische Fakultät an der jungen Universität Wien aufzubauen. Langenstein erinnerte nicht nur an die synodale Praxis der Kirche im ersten Jahrtausend, wo alle wichtigen Probleme der Kirche auf Synoden gelöst worden seien, sondern er stellte auch eine Verbindung zwischen der Union und einer allgemeinen Kirchenreform her. Das Schisma, so Langenstein, sei geradezu notwendig gewesen, damit den Gläubigen die Augen für den beklagenswerten Zustand der Kirche geöffnet würden, die einer dringenden Reform bedürfte. Die Kirche könne nur wiedervereinigt werden, wenn sie das Übel an der Wurzel anpacke und sich einer vollständigen Reform unterziehe. Langenstein fügte seinem Konzilsaufruf auch gleich einen bunten Katalog von Reformforderungen hinzu, die auf dem so notwendigen Konzil ebenfalls entschieden werden sollen.ⁱⁱⁱ

Erst 40 Jahre nach dem Ausbruch des Schismas hatte sich die politische Situation so verändert, dass nun auch die wichtigsten Fürsten die Lösung des Konzils durch ein Allgemeines Konzil unterstützten.^{iv} Die Einigung der lateinischen Kirche wurde schließlich auf einem Konzil in Konstanz (1414-1418) erreicht. Aber man war sich dieser erreichten Einheit noch nicht ganz sicher, und so trafa man Vorkehrungen, um bei einem erneuten Ausbrechen eines Schismas sofort wieder ein Allgemeines Konzil als Heilmittel einberufen zu können. Das berühmte Dekret *Frequens*, das am Ende des Konstanzer Konzils erlassen wurde, legte fest, dass von nun an in regelmäßigen Abständen, zuerst nach fünf, dann nach sieben und dann permanent nach zehn Jahren, ein Allgemeines Konzil einberufen werden muss, "so dass in der Kirche immer entweder ein Konzil aktuell tagt oder bereits angekündigt und in Reichweite ist". *Frequens* war also ein bemerkenswerter Versuch, die Kirche mit einem periodisch tagenden und daher gleichsam dauerhaften Kirchenparlament auszustatten, das, wenn es zusammengetreten ist, die höchste Gewalt in der Kirche ausübt.^v

Das Konzil von Basel: Kirchenpolitik zwischen theologischer Euphorie und politischer Realität

Um das Konzil von Basel und die Vorgänge dort richtig verstehen zu können, ist es wichtig die kurz skizzierte Vorgeschichte zu kennen. Denn Basel verstand sich als eine Fortsetzung des Konstanzer Konzils, um die dort nicht in Angriff genommene Kirchenreform weiter voranzutreiben und umzusetzen. Doch 13 Jahre nach dem Ende von Konstanz war eine neue Generation von Kirchenmännern und Theologen auf den Plan getreten, und nur noch wenige Konzilsväter in Basel hatten auch Konstanz miterlebt. Die Erwartungshaltung, die nun vorherrschte, war noch stärker als in Konstanz, das ja v.a. das Schisma beenden wollte, von der Dringlichkeit der Kirchenreform geprägt. Das Konzil in Basel wurde die längste Kirchenversammlung der lateinischen Kirche, sie dauerte insgesamt 18 Jahre, von 1431 bis 1449. Dieses Konzil gehört aber auch zu den umstrittensten Konzilien der lateinischen Kirche, da auf ihm ein Machtkampf um die höchste Gewalt der Kirche stattfand, der nicht nur ein neues, wenn auch nur wenige Jahre dauerndes Schisma verursachte, sondern der auch die weitere Entwicklung der Verfassungsgeschichte der lateinischen Kirche bis zum heutigen Tag prägte. Es war der Kampf um die höchste Gewalt in der Kirche und ein Ringen um die Rolle des Papsttums innerhalb der Christenheit.^{vi}

Ich möchte in der verbleibenden Zeit v.a. zwei Bereiche charakterisieren, in denen sich das Selbstverständnis der Basler Synode äußerte, in denen aber auch der Schlüssel für sein Scheitern

liegt. Diese beiden Bereiche sind zum einen die Geschäftsordnung des Basler Konzils, und zum anderen sein Bemühen um die Kircheneinheit als vornehmste Aufgabe eines Reformkonzils.

a) *Verfassung und Geschäftsordnung des Basler Konzils*^{vii}

Mit das markanteste Charakteristikum des Basler Konzils war die innovative Geschäftsordnung, welche die Arbeiten auf der Synode effizient, fair und kollegial organisieren wollte. Geschäftsordnungen gehören zu den interessantesten Macht- und Organisationsstrukturen von Synoden. Zwar gab es einen jahrhundertealten Ritus für die Abhaltung der Synode, die sog. *Ordines de celebrando concilio*. Darin waren aber nur die feierlichen liturgischen Akte geregelt, wie Eröffnung, Gottesdienste, Verabschiedung der Dekrete etc.. Im Gegensatz dazu wurde die tatsächliche Geschäftsordnung sehr flexibel an die jeweiligen Umstände der Synode und an die Erwartungen der Zeit angepasst. Die Geschäftsordnung sollte einen Modus zur Verfügung stellen, wie das Konzil Gegenstände behandelt und wie man dabei zu einem möglichst breiten Konsens gelangt. Alle Teilnehmer mussten sich bei ihrer Aufnahme ins Konzil per Eid auf dieses Regelwerk verpflichten. Die Geschäftsordnung des Basler Konzils darf als eine Meisterleistung in der abendländischen Verfassungsgeschichte insgesamt angesehen werden, als wirklich "modernes" Instrumentarium, das nach den Prinzipien von maximaler Partizipation, antihierarchischer Kollegialität und dialogischer Konsensfindung operierte. Dabei zog man auch seine Lehren aus der Geschichte: Das Konzil von Konstanz hatte sich – ebenfalls ein Novum – in sog. "Nationen" organisiert (italienische, französische, deutsche, englische, später noch spanische Nation), in denen alle wichtigen Entscheidungen separat und individuell diskutiert und entschieden wurden. Für die Schlussabstimmung im gesamten Konzil gab es somit nur vier bzw. fünf Voten der Nationen, zu denen als sechstes die Stimme des Kardinalskollegiums hinzutrat, dem man ebenfalls eine einzige Stimme wie die einer Nationen zugestand. In der Situation des Schismas, in der es galt, einen Konsens über die Obödienzgrenzen hinweg zu erzielen, war dieses Verfahren das einzig Erfolg versprechende. Das Basler Konzil, das ja nun wieder eine vereinte Kirche repräsentierte, sah aber v.a. die Nachteile dieser Lösung; denn die Konsensbildung innerhalb der Nationen wurde vom Willen der jeweiligen Fürsten und Mächtigen einer Nation diktiert und dominiert. Die einzelnen Konzilsteilnehmer sahen sich dabei oft gezwungen, wider besseres Wissen gegen ihre eigene Meinung, ja gegen ihr Gewissen zu stimmen. Aus diesem Grund gab das Basler Konzil die Abstimmung nach Nationen auf und führte stattdessen ein individuelles Mehrheitsprinzip ein, also eine Abstimmung nach Köpfen, was ein grundlegendes Novum in der Konzilsgeschichte darstellte.

Bevor aber ein Dekret in feierlicher Abstimmung erlassen werden konnte, musste die Textvorlage unzählige Stadien durchlaufen. Man bildete in Basel fünf sog. "Deputationen", die man modern gesprochen mit Ministerien oder Ämtern mit unterschiedlichen Aufgabenbereichen vergleichen könnte: Der *Deputatio de fide* wurden alle Glaubensangelegenheiten anvertraut, die *Deputatio de reformatione* hatte sich mit der Kirchenreform zu befassen, die *Deputatio de pace* sollte sich v.a. mit den politischen Bemühungen um Kriegsbeendigung und Friedenssicherung in Europa sorgen, und schließlich wurde noch eine *Deputatio de communibus* eingerichtet, die sich mit allen anderen Problemen zu befassen hatte, v.a. mit der Organisation und "Außenpolitik" des Konzils sowie seines Verhältnisses zum Papsttum. Der Papst selbst nahm nicht am Konzil teil, er hielt sich hier an eine Tradition der römischen Kirche, die bis ins Altertum zurückreichte, wonach sich der römische Bischof bei Synoden, die nicht in der Stadt Rom selbst veranstaltet wurde, von Legaten vertreten ließ.^{viii} Damit es zu keinen "Machtkartellen" kommen sollte, wurden die

Deputationen, ihre jeweiligen Vorsitzenden und Sprecher regelmäßig nach drei Monaten neu gewählt bzw. zugeteilt. Mit dieser intensiven Rotation sollte eine maximale Information und Beteiligung aller Konzilsväter in allen Bereichen des Konzils erreicht werden und das Prinzip des Konsenses und der Unparteilichkeit als Ausdruck der Leitung durch den Hl. Geist bestmöglich umgesetzt werden.^{ix} Durch dieses peinliche Bemühen um maximalen Konsens und maximale Partizipation wurde die Bürokratie in Basel aber auch sehr schwerfällig, und man versteht, warum Dekrete nur sehr langsam und, verglichen mit der langen Dauer des Konzils, in sehr geringer Zahl zustande kamen. Dazu kam, dass auch bei den Teilnehmern eine nicht geringe Fluktuation herrschte, so dass der Informationsstand höchst unterschiedlich war. Diese Schwerfälligkeit, die aus guter Absicht entstand, hat dem Konzil viel Kritik eingebracht. Im Zusammenhang mit der Kirchenreform wurde von Predigern etwa das äsopische Bild von den "kreißenden Bergen, die nur eine Maus gebären" verwendet, und noch schärfere Kritiker haben bemängelt, dass die Konzilsväter bei allen Reformbemühungen sich selbst ausgenommen und vergessen hätten.

Die mutigste Neuerung, die dem Konzil bei seinen Gegnern bald schon heftige Kritik eintrug, war die Regelung der Teilnehmerschaft. Auf den Konzilien des Altertums, aber auch noch bei den hochmittelalterlichen Papstsynoden waren die Teilnehmer hauptsächlich Bischöfe und Äbte.^x In Basel wurden nun auch gewöhnliche Kleriker als Konzilsväter aufgenommen und erhielten sogar Stimmrecht. Zeitgenössische Kritiker polemisierten gegen Basel als eine Versammlung von "Köchen und Stallknechten"; das war natürlich eine bewusste Übertreibung, denn als Voraussetzung für die Aufnahme ins Konzil wurde in zumindest ein theologischer oder kanonistischer Universitätsabschluss verlangt. Gleichwohl zeigen die Statistiken, dass die Stimmenmehrheit auf dem Konzil beim niederen Klerus und bei den Universitätsgelehrten lag, wohingegen die Bischöfe eine Minderheit darstellten. Das Basler Konzil war daher in der Tat eine Kirchenversammlung, die von Universitätsgelehrten dominiert wurde und deren Kommunikationsformen von der universitären Praxis bestimmt waren. Das Ideal der Wahrheitsfindung in friedlicher Disputation, das Prinzip der Selbstorganisation in gewählten Ausschüssen, das hohe Bedürfnis an Diskussion und v.a. die intensive Schriftlichkeit waren Errungenschaften der mittelalterlichen Universität; die Universität als Korporation von Gleichberechtigten wurde somit in jenen Jahren auch als Modell für die Kirche angesehen, die entsprechende "Ideologie" dafür bildete der Konziliarismus.

b) Union als Programm und Aufgabe des Basler Konzils

Die oben skizzierte Verfassung des Konzils mit seinen vielen Neuerungen, sowie der eskalierende Konflikt mit dem Papsttum, brachten dem Konzil den Ruf einer revolutionären (im negativen Sinn verstandenen) Synode ein, welche die überkommenden Verfassungsformen der Kirche zerstörte und sich selbst an die Spitze der Kirche setzen wollte. Diese Sicht der historischen Ereignisse verkennt aber, dass das Basler Konzil trotz aller Innovationen dennoch auf Kontinuität, ja Tradition bedacht war und dass man in gewisser Weise auch die Ideale des mittelalterlichen Papsttums von einer geeinten und einheitlichen universalen Kirche teilte und fortsetzen wollte. Man kann diese beiden Bemühungen unter die Stichwörter Einigung (Union) der Kirche und ihre Reform zusammenfassen.

Auf dem Konstanzer Konzil war die Einheit der Kirche das erste Ziel und der eigentliche Konzilszweck, der auch in allen wichtigen Dokumenten betont wurde. Das zentrale Dekret *Haec sancta* forderte, dass das Konzil in den drei Bereichen von Glaube, Einheit (verstanden als Beendigung des Schismas) und Reform die Konzils Superiorität beanspruchen könne, sogar über

den Papst. Basel sah sich als legitimen Nachfolger der Konstanzer Synode und reklamierte dieselbe Autorität für denselben Geltungsbereich. Anlass, sich um die Einheit zu sorgen gab es genug. Obwohl der Hussitismus zunächst v.a. als Häresie betrachtet wurde, bemerkten die Konzilsväter bald die Dimension des Streits. Die Hussiten selbst wollten nichts weniger als "unio": eine Versöhnung mit der römischen Kirche, welche das böhmische Reformprogramm und die Besonderheiten anerkennen sollte, die sich die Böhmen in Liturgie und Kirchenregiment herausgenommen hatte. Diese "unio" sollte auf dem Konzil geschehen, als Ergebnis von intensiven theologischen Gesprächen. Auch wenn die Basler Konzilsväter lange daran festhielten, dass man es bei den Hussiten mit Häretikern zu tun habe, die von ihren irrigen Vorstellungen abrücken müssten, betrachteten auch die Basler die Lösung des "böhmischen Problems" als eine Heilung der kirchlichen Einheit, bei der es darum gehe, die verirrtten Schafe der böhmischen Kirche wieder in den mütterlichen Stall der römischen Kirche zurückzubringen.

Dasselbe Verständnis stand hinter dem Entschluss, sich der griechischen Kirche zuzuwenden, welche seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts vermehrt Signale in den Westen schickte, um eine Wiedervereinigung der Kirchen zu erreichen. Die Basler reagierten mit Freude, als im Sommer 1434 eine griechische Gesandtschaft eintraf, die Verhandlungen für ein Unionskonzil führen sollte, denn damit konnten sie – die Basler – sich genau auf dem Feld profilieren, auf dem auch Konstanz gewirkt hatte, nämlich der Kircheneinheit. Die Basler versuchten, diese Verhandlungen mit den Griechen auf dieselbe Art und Weise zu führen wie mit den hussitischen Böhmen: in dem Bewusstsein, die wahre Kirche zu repräsentieren, welche die verirrtten Kinder zurückführt (sog. *reductio*-Ekklesiologie). Diese Vorstellung wurde von den Griechen sehr verärgert aufgenommen. Zum einen wollten die Griechen nicht mit den Hussiten, also mit Häretikern, verglichen werden, zum anderen hatten die Griechen ebenfalls bestimmte Vorstellungen, wie ein Unionskonzil, also ein "ökumenisches Konzil", auszusehen und zu verlaufen habe; und diese Vorstellungen waren kaum mit der Idee von Konzil kompatibel, welche die Basler von sich entworfen hatten. Daher darf man mit Fug und Recht sagen, dass das Scheitern des Basler Konzils im letzten in der Konfrontation mit den griechischen Konzilsforderungen eingeleitet wurde.

Zunächst verhandelten aber die Basler und die Griechen intensiv weiter. Sowohl das Konzil schickte eine Delegation nach Konstantinopel, und auch die Griechen schickten weitere Bevollmächtigte nach Basel. Diese insistierten aber darauf, dass auch der Papst an dem Unionskonzil teilnehmen müsse, da sie ihn als den legitimen Repräsentanten der lateinischen Kirche betrachteten. Die Basler wiederum lagen ab 1434 erneut im Streit mit Eugen IV. und wollten sich dem Bischof von Rom nur dann einigen, wenn dieser die höhere Autorität des Konzils anerkannte. Dazu kamen sehr unterschiedliche Auffassungen über den Ort des abzuhaltenden Unionskonzils. Während die Basler darauf beharrten, dass die Griechen nach Basel kommen sollten, da in dieser Synode ohnehin schon die *ecclesia universalis* repräsentiert und versammelt sei, bevorzugten die Griechen in jedem Fall eine Stadt in Italien, um einerseits eine weniger beschwerliche Reise zu haben und im Ernstfall schnell wieder in Konstantinopel zu sein. In einem Dekret wurde die Präferenz der Orte für das Unionskonzil festgehalten, wobei das Konzil am Ende betonte, dass es jener Lösung zustimmen würde, welche die Griechen wünschten und welche die schnellst mögliche und sicherste Union unter den beiden Kirchen herstellen würde. Die Griechen entschieden sich daraufhin für eine Stadt in Italien, wodurch das Basler Konzil gezwungen war, über seine Fortsetzung abzustimmen. Die Minderheit stimmte dem Wunsch der Griechen zu, das Konzil nach Italien zu verlegen, aber die Mehrheit der Väter bevorzugten, wenn schon nicht Basel, dann noch wenigstens Avignon, damit man sich mit dem Konzil nicht in die Abhängigkeit und den Einflussbereich des Papstes begeben müsste. In einer spektakulären Sitzung im Mai 1437

verabschiedeten unter Tumult sowohl die Minderheit als auch die Mehrheit ihr jeweiliges Dekret. Der Papst bestätigte das Dekret der Minderheit und berief nun ein ökumenisches Konzil nach Ferrara ein. Als Reaktion verurteilten die Basler Väter den Papst als Häretiker und setzten ihn ab, woraufhin der Papst ebenfalls mit Exkommunikation der Basler Väter erwiderte.

Der Ausgang dieser Konfrontation war folgeschwer. Man darf zu Recht sagen, dass damit der Papst das Ringen um die Superiorität für sich entscheiden konnte. Mit dem Konzil von Ferrara-Florenz, auf dem eine Union nicht nur mit der griechischen, sondern auch mit anderen Ostkirchen geschlossen werden konnte (Armenier, Kopten, Syrer, Chaldäer, Maroniten), präsentierte sich der Papst erfolgreicher in dem Bemühen um Kircheneinheit und Union als das Basler Konzil, das doch explizit mit diesem Anspruch angetreten war. Dazu ließ sich der Papst seinen Primatsanspruch gleichsam "ökumenisch" bestätigen, denn in der Unionsbulle *Laetentur coeli* vom 6. Juli 1439 wurde formuliert, "dass der römische Papst den Vorrang (*primatum*) über den ganzen Erdkreis innehat." Das Basler Konzil hingegen musste sich von den päpstlichen Apologeten vorwerfen lassen, ein neues Schisma provoziert zu haben. Damit war aber auch die "Ideologie" des Konziliarismus diskreditiert. Die Überzeugung, die von den Basler Vätern sogar als Glaubenswahrheit definiert worden war, dass nämlich das Konzil die höchste Autorität in der Kirche innehat, und dass kein Papst das Konzil gegen seinen Willen aufheben oder verlegen könne, wurde von den Päpsten als Irrlehre verurteilt.^{xi} Durch den Streit und seine Beilegung wurden aber auch die Bestimmungen des Konstanzer Konzils, vor allem des Dekrets *Frequens*, das doch eine regelmäßige Abhaltung von Generalkonzilien im Abstand von 10 Jahren vorgeschrieben hatte, stillschweigend aufgegeben. Damit hatte das Papsttum die Einrichtung einer periodisch tagenden Generalsynode (vergleichbar der *endemousa synodos*) erfolgreich beiseiteschieben können.^{xii}

Epilog

Was war der bleibende Ertrag des Basler Konzils? Erfuhr es am Ende zu Recht eine *damnatio memoriae* oder konnte es in seinem Bestreben nach *reformatio generalis* einen nachhaltigen Impuls für die Verfassung und das Wohl der Kirche hinterlassen? Die Verteidiger des Papsttums verglichen es bereits in den 1440er Jahren mit der "Räubersynode" von Ephesus von 429, welche das Recht gebrochen, auf skandalöse Weise Macht an sich gerissen habe, und v.a. die Autorität des Apostolischen Stuhls von Rom missachtet habe. Als man im 16. Jahrhundert begann, die Liste der Ökumenischen Konzilien auch für das zweite Jahrtausend fortzuschreiben, etwa in der berühmten Liste des Jesuitentheologen Robert Bellarmin, wurde Basel gleichwohl darin als anerkanntes Ökumenisches Konzil aufgenommen. Dieses Recht wurde der Synode aber nur bis zum Jahr 1437 zugestanden; danach sind ihre Autorität und ihr Anspruch auf das Konzil von Ferrara-Florenz übergegangen. Die gallikanische, also französisch beeinflusste Kirchengeschichtsschreibung hingegen qualifizierte das Basler Konzil in seiner vollen Länge als Ökumenisches Konzil, wohingegen man der "päpstlichen" Synode von Ferrara-Florenz jenes Kriterium nicht zuerkannte. Diese beiden Sichtweisen und Haltungen zu Basel beeinflussten nicht nur die Statistik; sie ziehen sich wie ein Gradmesser durch die Diskussion im lateinischen Westen um die beste Kirchenverfassung und um die "Reform" der Kirche. "Reform" in dieser Perspektive hat sich aber häufig auf den einzigen Punkt verengt, welche Rolle und welche Macht man dem Papsttum zuerkennen wollte, bzw. wie man die absolute Macht des Papstes limitieren könnte. Als Alternative, als Korrektiv und Pendant eines übermächtigen Papstes ist daher in den letzten Jahrhunderten immer wieder das Konzil ins Spiel gebracht worden, als kollektiv-kollegiales Regierungsorgan, das

den Primat des Papstes in die Bahnen einer konstitutionellen Monarchie lenken könnte. So gesehen war der Konziliarismus in der lateinischen Kirche niemals "besiegt", vielmehr lebte er in vielen Schattierungen, als "Reformkatholizismus", bis zum heutigen Tag fort.

Dabei war der eigentliche "Gewinner" der konziliaristischen Kontroversen im 15. Jahrhundert weder das Papsttum noch "die Konzilien", sondern die weltlichen Fürsten. Sie nützten die Schiedsrichterrolle, die ihnen die kirchlichen Autoritäten in die Hand gaben, als sie um Unterstützung in ihrem Kampf warben, geradezu schamlos aus und ließen sich in individuellen Verträgen und Konkordaten weitreichende Rechte und Vollmachten auf ihre jeweiligen Landeskirchen zugestehen, v.a. hinsichtlich der Besetzung der Bischöfe und Prälaten, aber auch hinsichtlich der Besteuerung und des Zugriffs auf Kirchenbesitz. Die Lebenswirklichkeit der lateinischen Kirche vom 15. bis ins 19. Jahrhundert war so gesehen nicht durch die "Ideologien" Papalismus oder Konziliarismus geprägt, sondern sie war von den Rahmenbedingungen des sog. weltlichen Kirchenregiments geprägt, in dem der jeweilige Landesfürst oder Territorialherr die Geschicke der jeweiligen Landeskirche maßgeblich bestimmte. Daher muss auch die Reformation in West- und Mitteleuropa, selbst wenn man sie lange Zeit als Revolte gegen die Kirche Roms und das Papsttum interpretierte, v.a. als eine Machtdemonstration und konsequente Ausweitung des weltlichen Kirchenregiments gesehen werden, indem nun der Fürst, bzw. der städtische Rat die Rolle des "Oberaufsehers" (Superintendent), ja des *summus episcopus* in der Kirche seines Herrschaftsbereiches an sich zog, betrachtet werden. Aber damit sind wir bereits in eine andere Epoche vorgedrungen, die in den Tagen des Basler Konzils noch leise Zukunftsmusik war.

ⁱ [Inwieweit bei diesen Reformhoffnungen das Kirchenbild der Reformation, also der protestantischen Kirchen, Pate steht, bedürfte einer eigenen Reflexion. Auf diesem Hintergrund bedürfte auch das Verständnis des Zweiten Vatikanischen Konzils als "Reformkonzil" eine eingehendere Würdigung.]

ⁱⁱ Der Papst handelte aber damit keineswegs revolutionär, denn die Aufgabe der Reform, verstanden als "Ausreißen des Unkrauts", das sich im Lauf der Zeit auf dem Acker der Kirche gebildet hatte und damit eine gewisse Unvermeidlichkeit aufweist, war seit langer Zeit den Provinzialsynoden aufgetragen, deren regelmäßige Abhaltung (alle zwei Jahre) bereits vom Konzil von Nizäa angeordnet und vom IV. Laterankonzil, der größten und angesehensten mittelalterlichen Synode des Westens noch einmal feierlich in Erinnerung gerufen und bekräftigt wurde.

ⁱⁱⁱ [Die über dreißig Punkte, die Langenstein anmahnt, geben ein buntes Bild der spätmittelalterlichen Kirche wieder. Kein Bereich, keine Personengruppe wird ausgespart. Im Zentrum der Forderungen steht aber der Klerus, der seiner Berufung nicht gerecht wird: er ist schlecht ausgebildet, faul und missachtet den kirchlichen Zölibat. Langenstein beklagt das Besetzungswesen, wodurch nur die an eine kirchliche Stelle gelangen, die es sich leisten können bzw. die die nötigen Beziehungen haben, nicht aber die, die gebildet sind und die die Ziel der Kirchenreform teilen. Starke Kritik zieht das Finanzierungssystem der Kirche, v.a. aber des Papsttums auf sich. Die Geldgier in der Kirche liegt an der Wurzel aller Übel. Betrachtet man die Klagen aber nüchtern, nicht nur jene des Heinrich Langenstein, sondern auch die vielen anderen Stimmen, so zeigt sich schnell, dass die eifrigen Reformrufe v.a. recht egoistischen Gruppeninteressen folgen. Man ist schnell bei der Hand, wenn es darum geht, andere zu "reformieren", mit Blick auf sich selbst oder den eignen Stand erhofft man sich von der Reform Unterstützung und Verbesserung, v.a. finanzieller Art.] – Die Reform hat es trotzdem auf die Agenda der Konzilien gebracht, mit denen die abendländische Kirche das Schisma überwinden konnte. Allein, bei der Aufgabe der Reform mussten die Konzilien scheitern; das Vorhaben war zu groß und auch zu unbestimmt, um zu einer befriedigenden Lösung zu gelangen. V.a. wurden dabei moralische, finanzielle, strukturelle und v.a. auch soziale und kulturelle Elemente vermischt. Die eifrigsten Reformer des Spätmittelalters forderten nicht nur eine schärfere Einhaltung und Überwachung des priesterlichen Zölibats, sie schärfen immer wieder auch Maßnahmen gegen die "stolzen Juden" ein. Reform war immer auch intolerant – solange es die eigenen Interessen nicht berührte. In diesem großen Schwall von Gruppenegoismen musste das Papsttum schlecht abschneiden, weil es keine Vertreter vor Ort hatte, sondern v.a. als die weit entfernte Behörde wahrgenommen wurde, die v.a. durch finanzielle Forderungen und Zahlungen von Gebühren an einen herantrat. (Man könnte die Stimmung damals mit heutigen Forderungen nach Steuererleichterung vergleichen, die sich in jedem Wahlprogramm wiederfinden.) In jedem Fall war das Aufgabenpaket, die gesamte Kirche zu reformieren zu groß und viel zu unbestimmt, um in die Tat umgesetzt werden zu können.

^{iv} Während ein erster Versuch 1409 in der italienischen Stadt Pisa noch scheiterte (dort wurden die beiden rivalisierenden Päpste abgesetzt und ein neuer Papst gewählt, wodurch es für einige Jahre zu der bereits erwähnten

"Dreiheit" von Päpsten kam), erreichte man auf dem Konzil von Konstanz die lange herbeigesehnte Einheit. Auf diesem Konzil reichte ein Papst einen freiwilligen Amtsverzicht ein, den beiden anderen wurde ein kanonischer Prozess gemacht; man verurteilte sie als hartnäckige Häretiker (die durch ihr Handeln und ihre hartnäckige Weigerung gleichsam den Glaubensartikel von der Einheit der Kirche leugneten) und erkannte ihnen die Papstwürde ab.

^vIn diesem politischen Konstrukt sind natürlich Parallelen zu den Formen einer konstitutionellen Monarchie unverkennbar. Das zweite wichtige Dokument neben *Frequens*, das auf dem Konstanzer Konzil erlassen wurde, war das Dekret *Haec sancta*, worin die Synode die Gewalt des Konzils definierte: Das Konzil habe demzufolge höchste Gewalt in drei Fällen, nämlich wenn es um Angelegenheiten des Glaubens, der Einheit der Kirche (also bei Schismen) und in Fragen der "Allgemeinen Reform der Kirche in Haupt und Gliedern" gehe. In diesen Fällen müsse jeder Gläubige, auch der Papst, dem Konzil gehorchen. Das Dekret *Haec sancta*, löste schon bei seiner Promulgation heftige Kontroversen aus; seine Interpretation war aber auch noch im 20. Jh. der Anlass intensivster Debatten, sowohl innerhalb der Geschichtswissenschaft als auch der Theologie. – Fünf Jahre nach dem Konzil von Konstanz berief der neue Papst, Martin V., den Bestimmungen von *Frequens* folgend, ein Allgemeines Konzil in die norditalienischen Stadt Pavia ein, das die Bemühungen der Vorgängersynode, v.a. die nicht in Angriff genommene Kirchenreform, aufgreifen und weiterführen sollte. Der Papst fand aber einen Vorwand, um die Synode in Pavia nach nur wenigen Wochen aufzulösen, ohne dass auf dem Konzil irgendwelche Beschlüsse gefasst worden wären. Derselbe Papst berief aber, wiederum den Bestimmungen von *Frequens* gehorchend, sieben Jahre später ein weiteres Allgemeines Konzil ein, dieses Mal nach Basel, einer wirtschaftlich prosperierenden und vom Handel geprägten Stadt am Oberrhein, verkehrsgünstig und zentral gelegen, was eine hohe Teilnehmerzahl versprechen ließ.

^{vi}Dieser Machtkampf eskalierte in den Jahren 1437-39; er spaltete die Synode, als Papst Eugen IV. einen Translationsbefehl erließ und 1438 ein neues Konzil nach Ferrara einberief, auf dem eine Union mit der griechischen Kirche abgeschlossen wurde. Als unmittelbare Folge sah sich die lateinische Kirche mit einem neuen Schisma konfrontiert, da das Basler Konzil denselben Papst Eugen IV. als Häretiker verurteilte, ihn von seinem Amt absetzte und einen neuen Papst wählte. Die Jahre ab 1439 waren fast ausschließlich dem Bemühen um Anerkennung der Basler Synode bei den europäischen Fürsten gewidmet, ein Kampf freilich, bei dem sich das Konzil bald in der schwächeren Position befand. Auf eine kleine "Rumpfsynode" zusammengeschrumpft einigten sich die letzten Konzilsteilnehmer erst 1449 mit Papst Nikolaus V., der das Konzil, wenn auch nur formell nach Rom transferierte. Dort fand allerdings keine einzige Sitzung mehr statt, so dass das Basler Konzil in der Tat sang- und klanglos, ohne offizielles Ende und daher auch ohne offizielle Anerkennung seiner Verdienste zu Ende ging.

^{vii}Auch der Beginn in Basel verlief schwerfällig und es gab bereits Stimmen an der päpstlichen Kurie, die Synode (wie zuvor schon in Pavia-Siena) schnell zu beenden. Aber zwei Umstände verhinderten diese Lösung: Die Häresie der Hussiten, die den Abfall des Königreiches Böhmen von der Obödienz der römischen Kirche hervorgerufen hatte und die einer gesamtkirchlichen Behandlung und Lösung harnte, und die hohen Erwartungen v.a. in den Ländern nördlich der Alpen an eine grundlegende Kirchenreform. Im Versuch des Papstes, das Konzil nach Italien zu verlegen, sahen die wenigen Konzilsväter, die sich bereits in Basel versammelt hatten, einen Angriff auf die Existenz und damit auf die Autorität der Synode. Der Versuch Eugens IV., das Konzil nach Italien zu verlegen, erreichte daher genau das Gegenteil dessen, was der Papst erhoffte: Anstatt eines stillen frühen Endes mobilisierte der Befehl des Papstes nun einen wahren Zulauf nach Basel, v.a. aus dem Reich, aber auch aus Frankreich, Spanien und von britischen Inseln. Das Konzil begann, seine Geschicke selbst in die Hand zu nehmen.

^{viii}Auch in Basel war ein päpstlicher Legat anwesend: Kardinal Giuliano Cesarini, ein sehr umsichtiger, kluger Mann, der selbst die Ideal des Konzils teilte, der aber mit aller Kraft versuchte, zwischen den Interessen des Papstes und den Ansprüchen des Konzils zu vermitteln. Cesarini stand dem Konzil als Präsident vor; ihm zur Seite ein Gremium, der sog. "Zwölfmänner-Ausschuss", der die Tagesordnung festsetzte und die einzelnen Fälle den jeweiligen Deputationen zur Bearbeitung zuwies.

^{ix}Bei Beschlüssen der Deputationen war darauf zu achten, dass allen Einwänden Rechnung getragen wurde, bevor man ein Dekret der Generalversammlung zur feierlichen Abstimmung vorlegte. Zuvor mussten die Beschlüsse der Deputation aber auch allen anderen Deputationen schriftlich zur Kenntnis gebracht werden, wobei jede Deputation wiederum Einwände erheben konnte, die dann von der betreffenden Deputation wiederum berücksichtigt und eingearbeitet werden mussten.

^xDas exklusive Bischofskonzil erfuhr aber im Spätmittelalter eine Ausweitung auf eine stärkere repräsentative Teilnehmerschaft, die die ganze Breite der Christenheit abbilden sollte. Damit änderte sich auch das Verständnis von Repräsentation, das über das Verständnis von "stellvertretende Bevollmächtigung" hinaus eben auch den Aspekt der "Nachahmung", das "Abbildens" erhielt: Je größer die Synode, desto besser die Repräsentation, da sich der Repräsentant dem Repräsentierten "annäherte".

^{xi}In den Jahren nach der gegenseitigen Exkommunikation versuchten beide Streitparteien die europäischen Fürsten von der jeweiligen Sichtweise zu überzeugen und sie so zur Anerkennung des Konzils bzw. des Papstes als legitimen Repräsentanten der westlichen Christenheit zu überzeugen. Anders als beim Großen Schisma von 1378 wählten aber die Fürsten dieses Mal die Neutralität. Erst dem Nachfolger Eugens IV., Papst Nikolaus V., gelang es Ende der 1440er Jahre, sowohl die französischen Krone als auch den römischen König, Friedrich III. von Habsburg, zur Anerkennung des römischen Papsttums und damit zur Preisgabe des Basler Konzils zu bewegen.

^{xii}Über 60 Jahre sollte es dauern, ehe der Papst ein neues Allgemeines Konzil einberief: das V. Laterankonzil, das 1512-

1517, also am Vorabend der Reformation stattfand. Im Zug der Reformation selbst wurde wiederum laut der Ruf nach einem Konzil laut, welches die drohende fundamentale Kirchenspaltung wenn schon nicht verhindern, so doch heilen sollte. Aber auch damals dauerte es 30 Jahre, ehe ein solches Konzil in Trient zusammentreten konnte, das freilich die Reformation nicht mehr rückgängig machen konnte, dafür aber das Leben der lateinischen Kirche des Westens neu definierte, reformierte und bis weit in das 20. Jahrhundert hinein prägte.